



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lernjahre eine Theologen : Erlebnisse und Beobachtungen : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Geschmack vieler Professoren der Volkswirtschaft, und wohl ebenso wenig nach dem Geschmack vieler Gutsbesitzer, die ihre Wirtschaft auszudehnen wünschen. Aber sie wäre ganz im Interesse eines Adels, der nicht nur öde Junkerei treiben, eines Bundes der Landwirte, der nicht nur von heute auf morgen bessere Geschäfte machen, sondern der wirklich staatlich und sozial sein und arbeiten will. Es kommt vielleicht, und vielleicht eher als wir ahnen, die Zeit, wo unsre Industrie nicht mehr in der glücklichen Lage ist, den jährlichen, nach Hunderttausenden zählenden natürlichen Zuschuß der Bevölkerung aufzunehmen und zu fesseln: ein Aufhören der Abwanderung vom Lande, eine Rückwanderung zum Lande kann eintreten und die Leutenot zeitweilig heben. Wird der Großbesitz, der Agrarier dann zufrieden sein mit dem Augenblick, oder wird er die gute Stunde nützen, um für wiederkehrende böse Tage gewappnet zu sein? So lange die Agrarier und der Bund der Landwirte nur Geschäftsgenossenschaften bleiben, werden sie viel Feinde, viel Mißtrauen um sich, wenig dauernde Kraft und Bedeutung in sich finden. Erst wenn es ihnen gelänge, organisierend die landwirtschaftliche Bevölkerung zusammen zu fassen und das landwirtschaftliche Gewerbe überall gegenüber dem Staat zu vertreten, werden sie sich das Bürgerrecht erringen. So groß dieser Bund heute sein mag, so wird seine künftige Stärke doch nur von der Größe der Aufgaben abhängen, die er sich stellt.

E. von der Brüggen



Lernjahre eines Theologen

Erlebnisse und Beobachtungen

(Schluß)

4



Die meisten jungen Leute pflegen in der Zeit ihrer Entwicklung eine Periode radikalen Bruchs mit der Religion durchzumachen. Gewöhnlich tritt diese Entwicklung bald nach der Konfirmation ein. Durch die bei uns übliche Praxis der Einsegnung unerwachsener Kinder beweist die Kirche, daß sie es sich wohl zutraut, Kinder zu leiten, aber vor dem erwachenden Selbstständigkeitsdrange im Denken und Wollen streckt sie mutlos die Waffen. Sie überläßt die Sünge in den entscheidendsten Kämpfen ihres Lebens ganz sich selbst. Kein Wunder, daß die Gedankenwelt unsrer Sünge und Männer unkirchlich oder wenigstens — was in vielen Fällen noch besser ist — antikirchlich ist. Der Kampf gegen die Kirche könnte doch noch zur Achtung des Gegners führen, wenn die Kirche in ihrem Gegenkampfe achtenswerte Saiten aufziehen würde. Aber hieran fehlt es so oft. Sie hat gewöhnlich für die Abtrünnigen

nur Worte der Verdammnis oder — was noch beleidigender ist — des Mitleids. Es fehlt ihr vollkommen die Anerkennung des männlichen Ideals der Arbeit im Denken und Schaffen*); das Vorwärtstreben des Mannes, sein Kampf, sich durchzusetzen und bleibende Kulturwerte zu schaffen, wird als etwas angesehen, um das die Kirche sich nicht zu kümmern habe. Die Gedanken der Demut, des Duldens, der Unterwürfigkeit sind in so einseitiger Weise betont worden, daß das Christentum vielen achtenswerten Männern als eine feige, weichliche Religion erschienen ist, aus der man sich in den Heldensinn echten Germanentums oder in die klassischen Kunstideale zu retten habe.

Diese Kämpfe um den Glauben, die bei jungen Männern schon früh zu beginnen pflegen und in immer wechselnden Gestalten ausgefochten werden, waren durch das unehrliche Verschweigen des Gymnasiums in mir aufgeschoben worden. Vielleicht ist es ein seltner Fall, wenn ein junger Mann die Universität bezieht, ohne je an der kindlich-naiven Wunderwelt der Bibel- und Kirchenlehre Zweifel gehabt zu haben. Wenn die Schule sich das Ziel gestellt hatte, ihre Schüler in kindlicher Unwissenheit über die wichtigsten und drückendsten Fragen zu erhalten — bei mir hatte sie es erreicht. Da die Schule ihre Pflicht versäumt hatte, geistigen Schwimmunterricht zu erteilen, so versank ich bald in dem Meer einer ziemlich oberflächlichen Weltanschauung, die mich doch nicht befriedigen konnte. Einen Führer hatte ich nicht. Selbst die bedeutendsten theologischen Dozenten reden nach ihren eignen Erklärungen meist nur für solche, die schon im allgemeinen überzeugt sind. Sogar eine bedeutende moderne Dogmatik erklärt ausdrücklich, es liege „jenseit ihrer Aufgabe, das Recht der christlich-religiösen Grundanschauung selbst erst zu prüfen. Sie nimmt ihren Standpunkt in, nicht außer oder über dem christlichen Glauben.“ Mögen solche Erklärungen gläubig klingen — den Zweifelnden stoßen sie direkt zurück. Er sieht sich vor andre Thüren gewiesen, wenn die christlichen Dogmatiker ihn unbarmherzig fortweisen.

Freilich das schwerste Ringen blieb mir erspart. Die Forderungen des Sittlichen in ihrer absoluten Bedeutung sind mir nie zweifelhaft geworden. So hatte ich doch hier einen festen Grund, von dem aus es mir gelingen konnte, ein neues Gebäude aufzurichten. Nur aus der modernen Litteratur kenne ich solche Menschen, die in der geistlichen Loslösung von dem Gesetz des Guten ihre geistige Befreiung zu erleben glauben und den Durchgang durch die Sünde für förderlich zur Geistesfreiheit erachten. Immerhin waren die geistigen Kämpfe, die ich durchzumachen hatte, schon schwer genug. Am meisten förderlich zum Aufbau einer Weltanschauung, die das bewährte Alte mit dem guten Neuen zu verbinden wußte, war mir ein Dozent, der unter der Ungunst der Zeiten besonders schwer zu leiden hatte. Natürlich war er als radikal

*) Vgl. auch Lagarde, Deutsche Schriften, Seite 235: „Es ist höchst charakteristisch, daß die ausdrückliche Männlichkeit in der Kirche niemals zur Geltung gekommen ist“; „weil das eigentliche Gebiet des Mannes, die Arbeit in der Welt gegen die Welt, von der Kirche nicht begriffen und darum auch nicht gewürdigt wurde.“

und als Zerstörer verrufen, weil er den Zwiespalt der mittelalterlichen Form des Christentums mit dem modernen Denken besonders scharf gefühlt hatte und von der beliebten unwahrhaftigen Art der Verheimlichung und Umdeutung möglichst weit entfernt war. Seine Religionsphilosophie bot mir das, was ich bei andern Dozenten vergeblich gesucht hatte, ein klares Eingehn auf die Gedankenwelt des modernen Menschen, ein scharfes Herausstellen des christlichen Prinzips der Gotteskindschaft, ein ehrfürchtiges Durchwandern durch die Religionsgeschichte in der Grundstimmung: Gott hat sich nicht bloß am Sinai und in Galiläa offenbart, sondern überall, wo Menschen nach oben schauen und von dorthier Heil und Hilfe erwarten, schließt sich ihnen Gott auf, am vollkommensten in Jesus von Nazareth, dessen Leben ganz göttlich und menschlich zugleich war.

Freilich sich eine den Menschen befriedigende Weltanschauung aufbauen heißt noch nicht in ihr leben. Die Welt richtig anfassen ist noch etwas Höheres, als sie richtig auffassen. Das letzte lernt man doch schließlich nur in einem praktischen, thätigen Lebensberuf. Während viele meiner Altersgenossen frühzeitig die Welt des Denkens, der Wissenschaft verzagend oder resignierend verließen, beschritt ich zunächst den entgegengesetzten Weg. Ich verachtete die Welt des praktischen Handelns, die thätige Einwirkung auf Menschenseelen. Ich suchte ausschließlich und einseitig im Denken, im wissenschaftlichen Forschen mein Lebenselement. Ich lernte die Freuden und Leiden des wissenschaftlichen Arbeiters kennen; jede gesunde Wahrheit, jede neue Erkenntnis gab mir ein unendliches Gefühl der Freude, einen Zuwachs an innerer Kraft. Aber daneben fehlten auch nicht die Stunden des Ermattens, des Verzagens, das Gefühl des Ausgedörrtseins an Leib und Seele. Ich lernte nicht bloß die großen, die anregenden Gedanken der Denker kennen, sondern auch ihre kleinen; ich lernte die Methode des Forschens, die minutiöse Kleinarbeit, die Maulwurfsarbeit des Gelehrten kennen. Bücher schienen mir eine Zeit lang mehr Lebensweisheit zu geben als Menschen. Doch kamen auch wieder Stunden, wo ich zu mir selber sagte, was Faust von Wagner sagt:

Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

Ich lernte die Mängel des wissenschaftlichen Handwerks kennen, wie sie Nietzsche*) beschreibt: „Der wissenschaftliche Mensch ist nun neuerdings in Deutschland in eine Hast geraten. . . . Jetzt arbeitet er so hart wie der vierte Stand, der Sklavenstand, arbeitet, sein Studium ist nicht mehr eine Beschäftigung, sondern eine Not.“ „Was soll da aus einer Kultur werden, die verurteilt ist, gerade angesichts einer solchen aufgeregten, atemlosen, hin- und herrennenden, ja zappelnden Wissenschaftlichkeit auf die Stunde ihrer Geburt

*) Unzeitgemäße Betrachtungen I, 1873, S. 54 f.

und Erlösung zu warten?“ Immerhin war dieser Zustand doch nur ein Durchgangsstadium, und wenn es auch ein unnatürliches Leben war, das mich ganz der Wirklichkeit entfremdete, so hatte es doch durch die gewaltsame Anspannung des Denkens seine guten Folgen. Gerade als die Zeit der Abspannung, der Ermüdung, des Verzagens an der Kraft, die höchsten Welträtsel selber zu lösen, am stärksten in mir war, wurde ich aus dieser Welt der Abstraktion herausgerissen und in das thätige Leben hineingestellt. Bisher hatte ich geglaubt, daß der im Leben am besten zu brauchen wäre, der die Weltanschauungsfragen am gründlichsten gelöst habe. Jetzt sah ich, wie die Welt von ganz andern Dingen regiert werde, wie es Schiller so unübertrefflich sagt:

Einstweilen, bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

Ich lernte das Heer der wilden Leidenschaften kennen, die Sinnlichkeit, den Ehrgeiz, das Strebertum. Ich lernte Menschen kennen, Menschen von Fleisch und Blut, nicht zurechtphantasierte, die keine Weltanschauungsfragen im Kopf trugen. Alle Lebensberufe haben das Gute, daß sie den Menschen zwingen, die Welt nicht bloß in seinem Verstande, sondern sie mit lebendigem Herzen und Willen anzufassen.

5

Jeder, der am Ende seiner theologischen Studienzeit steht, wird jetzt noch einmal vor die ernste Frage gestellt: Willst du wirklich den heiligen Beruf übernehmen, Geistlicher einer Gemeinde zu sein? Es sind oft nicht die schlechtesten Theologen, die für das geistliche Amt verloren gehn. Denn das Universitätsstudium führt durchaus nicht geradeswegs zum geistlichen Amt als seinem natürlichen Zielpunkt hin. Alle Wissenschaft, auch die theologische, will nur wissen, um zu wissen. Die Erforschung der Wahrheit und nichts anderes ist ihr einziges Ziel. Sehr viele Wahrheiten, die sich der Theologe durch sein Studium erarbeitet, sind nun nicht derart, daß sie geeignet wären, im praktischen Wirken des Geistlichen die Grundlagen zu sein. Drei Gründe für diese Diskrepanz von theologischem Studium und geistlichem Amt lassen sich finden, ein allgemeiner, der sich auch in andern Lebensberufen findet, und zwei mit der Eigentümlichkeit des theologisch-kirchlichen Berufs zusammenhängende. Zunächst ist es der Ruhm und die Art der Universität überhaupt, daß sie die Stätte ist, in der reine Wissenschaft gepflegt wird, auch abgesehen von ihrer praktischen Verwendbarkeit. Sie sucht ihre Zöglinge nicht handwerksmäßig zu besondern Berufen abzurichten. Sie bedarf darum vielleicht zu ihrer Ergänzung praktischer Seminare. Es ist in der Theologie wie in der Philologie: Ein tüchtiger Philologe ist noch kein tüchtiger Pädagog und Lehrer. Mitunter ist er sogar durch sein Studium dazu verdorben. So ist auch ein wissenschaftlich hervorragender Theologe noch nicht geeignet, ein wirkfamer,

fähiger Geistlicher zu sein. Wissenschaftliche Erforschung der Wahrheit und die Fähigkeit, die Wahrheit wirksam mitzuteilen und zu vertreten, fallen oft auseinander.

In der Theologie sind es jedoch noch zwei besondere Gründe, die eine große Kluft zwischen Wissenschaft und Praxis aufgethan haben. In den Pfarrhäusern weht meist eine vollkommen andre Luft als in Universitätskreisen. Ein jüngerer Dozent äußerte sich einst zu mir: Wer einmal Geistlicher gewesen ist, ist für die Wissenschaft verloren. Andererseits sind die Anklagen, die auf kirchlichen Synoden und Pastoralkonferenzen gegen die Universitätstheologie erhoben werden, bekannt genug: sie entfremde ihre Jünger dem Glauben der Kirche, sie erziehe sie in einem Geist des Kritizismus, sie suche ihre Ehre darin, die altheiligen Urkunden des Glaubens in ihrer Glaubwürdigkeit zu verdächtigen, kurz sie erreiche alles andre eher, als daß sie geeignete praktische Geistliche erziehe.

Für viele Theologen ist dieser Gegensatz der fortgeschrittenen Universitätstheologie zu der stagnierenden, in der Kirche herrschenden Durchschnittsmeinung der Grund, warum sie dem kirchlichen Amt den Rücken kehren. Und sehr viele, sowohl orthodoxe wie der Kirche entfremdete Menschen, die auch hier in der Beurteilung Hand in Hand gehn, loben solche Leute, daß sie ehrlich dem kirchlichen Amt den Rücken kehren, anstatt unwahr zu werden und ihren Geist in drückende Fesseln schlagen zu lassen. Ich halte diese Ansicht für unrichtig. Denn kirchenrechtlich ist in der Gegenwart nicht festgelegt, was die geltende Kirchenlehre ist. An den alten Symbolen wird dem Buchstaben nach nicht mehr festgehalten, und der in ihnen lebende Geist läßt sich nicht in Paragraphen fassen. Infolgedessen herrscht heutzutage vollkommene Rechtsunsicherheit. Die Behörden der Kirche haben die Macht, je nach Gutdünken die Bekenntnisse strenger oder weiter als Norm für den Geistlichen zu fassen. Glücklicherweise sind die Konsistorien nun auch nicht unabhängig von dem in die Kirche eindringenden neuen Geist, der die Schale der alten Dogmen gern hingiebt, wenn sie brüchig geworden ist. Zwar pflegen die Konsistorien im Durchschnitt dreißig bis vierzig Jahre hinter der Entwicklung der Zeit zurückzubleiben, aber sie sind doch keine starre, unveränderliche Größe; auch haben sie die Wahrheit und den heiligen Geist nicht für sich gepachtet; sondern der Geist weht, wo er will, auch in der für abtrünnig angesehenen Universitätstheologie.

Weit wichtiger jedoch als die gegenwärtige rechtliche Lage ist die religiöse Frage. Hier ist es der Grundfehler der mit dem radikalen Unglauben einigen Orthodoxie, daß sie das religiöse Leben etwa wie das Leben der Schmarotzerpflanzen und -Tiere betrachtet: Der religiöse Mensch lebe, indem er sich von den religiösen Gedanken der Überlieferung nähre. Er eigne sich, sei es mit gewalttätiger Unterdrückung seines Ichs, seines gesunden Denkens, Fühlens und Wollens, sei es mit ehrfürchtiger Demut die Gedanken an, die die religiösen Genien in ihrem innersten Selbst erlebt haben. Das religiöse Leben ist nach dieser Meinung kein selbständiger Organismus, sondern es sucht Unterschlupf,

Deckung und Halt bei fremden Organismen. Das eigne religiöse Erleben ist damit zum größern Teil erspart. Das Erleben andrer tritt stellvertretend dafür ein. Man hat nur nötig, sich die Gedanken andrer anzueignen. Wer aber schon etwas von Religion erlebt hat, der weiß, daß der Mensch in ihr rücksichtslos wahr sein muß. Zu der Unwahrheit, die er zuerst ablegen muß, wenn er Gott finden will, gehören auch alle die angelesenen oder angequälten fremden Glaubensgedanken. Mit ihnen darf er nicht seine jämmerliche Blöße zu verhüllen suchen, sondern Auge in Auge soll er vor Gott treten und nichts andres als wahr gelten lassen, als was im tiefsten Innern ihm als göttliche Wahrheit kund wird. Nur so gelangen wir zu den uns heute so besonders notwendigen religiösen Persönlichkeiten, die nur in eigentümlicher, scharfgeschnittener Originalität zu wirken vermögen. Besser daß ein solcher Charakter nur eine Seite der Religion vertritt, als daß in dem heute üblichen sentimentalischen Phrasenbrei des religiösen Parasitentums jedes selbständige religiöse Leben erstickt wird.

Also wichtiger als daß ein Geistlicher in übertriebener Pietät gegen ehrwürdige Traditionen seine persönliche Art verliert, ist, daß er ein selbständiges religiöses Leben hat und es nährt. Die Hauptfrage für einen Theologen, der vor dem Eintritt in das Pfarramt steht, ist nicht: Ist die Masse des überlieferten Stoffs, den ich für richtig halte, auch groß genug? Denn Religion besteht nicht im Markten und Feilschen um ein Mehr oder Weniger von Lehrsätzen der Überlieferung, sondern in ernstem, wahrhaftigem Leben in Gott. Ich werde nicht frommer, wenn ich mich quäle, das „empfangen vom heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria“ zu glauben oder mich von der Echtheit möglichst vieler neutestamentlicher Schriften zu überzeugen. Die eigentliche Grundfrage für einen Theologen, der ein Pfarramt übernehmen will, ist vielmehr: Bist du selbst ein Mensch, der in Gott lebt, oder ist dir die Religion nur etwas äußerlich Angelerntes, etwas Ererbtes oder Angequältes? Nietsche, der scharfe Psycholog menschlicher Schwächen, hat in einer auf viele zutreffenden Weise den menschlichen Selbstbetrug aufgedeckt:

„Verlobte, die die Konvenienz zusammengefügt hat, bemühen sich häufig verliebt zu werden, um über den Vorwurf der kalten, berechnenden Nützlichkeit hinweg zu kommen. Ebenso bemühen sich viele, die ihres Vorteils wegen zum Christentum umlenken, wirklich fromm zu werden, denn so wird das religiöse Mienenspiel ihnen leichter.“ „Wenn einer sehr lange und hartnäckig etwas scheinen will, so wird es ihm zuletzt schwer, etwas andres zu sein.“ „Priester, die als junge Männer gewöhnlich bewußt oder unbewußt Heuchler werden, werden zuletzt natürlich und sind ohne alle Affektation — eben Priester.“*) Wenn man auch gegen ungerechte Verallgemeinerung solcher Sätze protestieren muß, so muß doch zugegeben werden, daß Nietsche hier scharfsinnig die Gefahr, sich unwahrhaftig in die Religion hineinzuleben, durchschaut hat. Darum sollte

*) Menschliches, Allzumenschliches, S. 256, S. 57.

sich jeder Theologe die Frage vorlegen: Bist du gewiß, daß diese sichtbare Welt nicht das Letzte und Höchste ist, sondern daß hinter ihr die wahre, jenseitige Welt liegt, die unsers Geistes Heimat ist? Lebst du selbst in jener Welt, die sich am deutlichsten hienieden in den ewigen, sittlichen Gottesgesetzen kund thut? Und ist es auch dein erstes Streben in dieser Welt, selbst den Weg zu Gott zu gehn und andre diesen Weg zu führen, der für uns Christen mit dem Streben nach dem Guten zusammenfällt? Diese Frage führt schließlich in das tiefste Innere der Persönlichkeit hinein. Wer sie mit Ja beantworten kann, ist geeignet, ein Priester des Höchsten zu sein. Er braucht sich nicht mehr um größere oder geringere Pietät gegen die Überlieferung zu bekümmern. Er ist ein freier Herr aller Dinge, auch der Bekenntnisschriften der Kirche und der heiligen Bücher der Christenheit. Er nimmt aus ihnen, was er braucht für sich und sein Leben, ohne sich damit in jedem Falle ihnen unterzuordnen.

Doch verweilen wir noch einen Augenblick bei dem Wort: Wer einmal Geistlicher geworden ist, ist für die unbefangne Wissenschaft damit verloren. Dieses Wort offenbart tiefer als irgend ein andres die thatsächliche Kluft zwischen der gegenwärtigen Theologie und Kirche, die sich wohl noch lange nicht schließen wird. In Wirklichkeit mag es auch so sein: Die meisten Geistlichen verlieren, wenn sie ins Amt gekommen sind, die Unbefangenheit des Blicks für die tiefsten Wahrheitsfragen. Sie fragen meist nur: Kann ich diese Ansicht auf der Kanzel gebrauchen? Daß die Predigt sich heute thatsächlich in eine künstliche Isolirtheit von dem Strome des allgemein geistigen Lebens gebracht hat, wird dabei übersehen. Ferner wird das unbefangne, freie Denken, das sich auch nicht vor dem Verfolgen gefährlicher oder grundstürzender Ansichten scheut, gewöhnlich von vornherein abgeschnitten. Man fragt nicht mehr nach der Wahrheit, sondern nach der praktischen Verwendbarkeit. So wird der Wahrheitsfuss durch den Blick auf die praktischen Verhältnisse oft genug getrübt, ganz abgesehen davon, daß neben dem Wirken nach außen hin für ein Leben in Gedanken oft genug keine Zeit, noch öfter kein Sinn mehr vorhanden ist. So macht sich gewöhnlich das Pfarramt, wie gut es auch sein mag, den Geist aus unfruchtbaren Abstraktionen zu befreien, doch thatsächlich als lästige Fessel des Denkens geltend. Doch muß es denn notwendig so sein? Kann nicht ein Mensch zugleich ein thätiger Geistlicher und ein rührig und unbefangen in der Wissenschaft forschender Gelehrter sein?

Man soll nur nicht der Ansicht sein, als ob die Wissenschaft in jedem Falle direkt und unvermittelt der kirchlichen Praxis dienen könne. Oft genug ist das für die wissenschaftliche Forschung Wichtigste nicht auf der Kanzel, im Unterricht und in der Seelsorge zu verwerten. Dagegen Wahrheiten, die für die theologische Wissenschaft wie selbstverständlich und trivial erscheinen, sind für das praktisch-kirchliche Wirken die Hauptsache. Man soll der Wissenschaft nicht vorschreiben, daß sie nur für die Praxis arbeiten solle; man soll ihren Ablerflug nicht hemmen, damit sie nur dem Alltagsbedürfnisse diene. So soll in gewisser Weise der wissenschaftlich arbeitende Geistliche zwei Welten haben,

in denen er lebt. Beide fallen nicht zusammen, aber sie befruchten sich doch gegenseitig. Die Theologie wird ihm viel fruchtbringende Ideen für sein Wirken als Prediger, Katechet und Seelsorger geben. Und wieder seine Erfahrungen an den Herzen und Seelen der Menschen werden ihm deutlicher als alle Bücher die empirische Grundlage seiner Wissenschaft, die Kenntnis der wirklichen Welt und wirklichen Religion geben. Gewiß können sich die beiden Welten auch gegenseitig stören und beeinträchtigen. Die Zeit, die die wissenschaftliche Arbeit beansprucht, kann die Seelsorge und Liebesthätigkeit stören. Oder der Pfarrer kann durch voreiliges, unvorsichtiges Vortragen wissenschaftlicher Theorien fehlen — obwohl ich dies für nicht so gefährlich halte, wie viele meinen: er wird weniger verwirren als vielmehr unverstanden bleiben und über die Köpfe hinweg reden. Größere Menschenkenntnis wird ihn dazu bringen, das Wesentliche, praktisch Wichtige zu lehren. So ist es meine Überzeugung, daß sich wissenschaftliche Theologie und Kirche unberechtigterweise befenden. Jede soll anerkennen, daß die andre einen selbständigen Wert hat, daß die Theologie nicht immer direkt der Kirche dienen kann, und dennoch in gegenseitiger Befruchtung das Heil für beide liegt.

Die wissenschaftliche Theologie aber wird nur dann gesundes Leben haben, wenn sie noch mehr als bisher in fruchtbare Berührung und Wechselwirkung mit dem allgemein geistigen Leben der Nation, mit Philosophie, Wissenschaft und Kunst tritt. Sie soll sich nicht scheuen, auf die von der Gegenwart ihr aufgedrungenen Fragestellungen einzugehn. Denn darin besteht ihre eigentümliche Aufgabe, zwischen dem überweltlichen Leben der Religion und dem sich in den verschiedenen Kulturgebieten auswirkenden weltlichen Leben der Nation zu vermitteln. Sie darf sich darum nicht hoffärtig in einer besondern theologischen Methode von dem Weltwissen abschließen. Sie soll auf die Zweifel und Bedenken des modernen Menschen eingehn, nicht hochmütig von ihrer Glaubensgewißheit aus die Auseinandersetzung mit den der Religion Entfremdeten verschmähen. Nur so ist sie Nachfolgerin des sünderliebenden Heilands. Bis jetzt fehlt noch viel daran, daß dieses Ziel erreicht wäre. Die Schwerfälligkeit des deutschen Gelehrtentums weiß oft genug noch nicht den Weg zum Herzen des Volks zu finden, noch nicht den rechten Ton zu treffen, der auch außerhalb der Grenzen der Fachgenossen gehört wird. Verheißungsvolle Anfänge sind da. Wenn diese Bahnen weiter beschritten werden, dann wird sich auch die Theologie allgemeinerer Achtung erfreuen; sie wird an ihrem Teile dazu beigetragen haben, daß die Zerklüftung unsers Volkslebens, von der wir ausgingen, überwunden werde. Freilich ein neues religiöses Leben kann nur Gott selbst geben. Wir aber haben die Arbeit zu thun, den Boden zu bereiten, wo die Keime neuen Lebens gedeihen können.

